

I

Sylve läuft. Die tief stehende Sonne dringt mit ihren Strahlen durch das dichte Blätterdach. An manchen Stellen leuchtet Moos golden, die Farne glänzen.

Sylve läuft. Zu beiden Seiten des Pfades ragen graue und lindgrüne Felsen aus dem Wald. Dazwischen eingebettet rinnt unerwartet ein schmales Bächlein mit klarem Wasser.

Sylve läuft. Über ihr die Wipfel der Fichten. Noch höher der Himmel, geflammt, fast kupferrot.

Sylve atmet ein. Die Erde, die Steine, das klare Wasser, die Pflanzen, die Bäume. Ihr Körper verströmt den Duft von Humus und Fichtenholz.

Sylve atmet ein. In tiefen Zügen. Ganz ruhig. Ihr Atem vermischt sich mit dem Hauch der Dämmerung. Sie verschwindet im Schutz des Waldes. Geräuschlos. Ihr wilder Lauf zwischen Steinen, Wasser und Pflanzen ist lautlos. Ihr Gesicht verrät nichts.

Sylve läuft immer weiter. Läuft bergauf, bergab, sie gleitet über die Wege. Der Abendtau fällt auf ihr

Haar. Die Feuchtigkeit des Waldes legt sich über ihren Körper. Sie wird durchnässt.

Sylve läuft immer weiter. Atmet tief. Ganz ruhig. Ihre Arme ziehen ihren Oberkörper und ihre Beine mit, führen sie noch tiefer in den Wald hinein. Ihr Nacken ist leicht nach vorn gebeugt, ihre Schultern pendeln vor und zurück. Ihre Füße erkennen geschickt die Wurzeln, die aus der Erde ragen. Zweige zerkratzen ihr die Stirn, der Schweiß rötet sich vom Blut, bleibt am Lidrand auf den Wimpern hängen.

Sylve läuft, weiter und weiter. Der Wind peitscht ihr ins Gesicht. Kaum, dass sie noch den Boden berührt. Sie ist so leicht. Die Schweißperlen zerrinnen auf ihrem Gesicht, legen sich wie ein Schleier über ihre Augen. Sie sieht nur noch verschwommen. Sylve stolpert, fällt. Langsam rollt sie über die Erde, durch wilde Orchideen, über Felsen. Landet auf den Knien. Sie rappelt sich auf, schwankt. Beide Knie sind blutig. Sie sucht den Wildbach, horcht in den Wald hinein. Langsam folgt sie dem Grollen, entdeckt den breiten, tosenden Bachlauf. Sie steigt in das eiskalte Wildwasser. Sie wäscht ihre aufgeschlagenen Knie, kommt aus dem Wasser, sinkt ins hohe Gras, drückt es nieder. Sylve kann nicht mehr. Sie hat heftige Kopfschmerzen. In der kalten Nacht schläft sie wie ein Baumstumpf.

*

Das metallische Zwitschern einer Wasseramsel reißt sie aus dem Schlaf. Sie reibt sich den Schädel, eine Gewohnheit, die sie seit einigen Wochen angenommen hat. Sie beobachtet das Treiben des kleinen Vogels. Er ist rund, gedrungen, flattert flink über dem Wildbach. Er taucht hinein, erscheint unterhalb des Wasserlaufs wieder, hat etwas im Schnabel. Pfeilschnell fliegt er den Bach hinauf, taucht wieder hinein, verschwindet. Nach einer Minute erkennt Sylve etwas weiter bachabwärts das Köpfchen und den weißen Brustfleck, die aus dem Wasser ragen. Mit ein paar schnellen Flügelschlägen kommt die Wasseramsel wieder zurückgeflogen. Unwillkürlich zählt Sylve mit: Zehn Mal wiederholt der kleine Vogel seine abrupten Tauchgänge und Flüge. Es scheint ihm Freude zu machen. Weil sie ihn so lange beobachtet hat, fühlt sich Sylve wie das Tier. Sie hat Hunger. Sucht in ihrer unmittelbaren Umgebung. Gräbt in der Erde. Zieht einige Wurzeln heraus, führt sie an ihre Lippen. Trinkt aus dem Bach. Sie rührt sich nicht, lässt ihre Haut von der Sonne verwöhnen. Nach einer Weile winkelt sie ihre Beine an und streckt sie wieder. Die Wunden an ihren Knien schmerzen noch. Das hält sie nicht davon ab, sich mit einem Ruck aufzurichten und wieder loszulaufen. Ihre Füße klatschen auf den Boden, das braune Laub und die Kiefernadeln spritzen zur Seite. Die Erde, die Steine, das klare Wasser, die Farne und die Kiefern fliegen wieder an ihr vorbei. Hohe, kahle Lärchen neigen sich wie zum Gruß. Der Morgen-

nebel verströmt einen starken, würzigen, fast salzigen Geruch. Sylve läuft und läuft, bis sie nach Atem ringt. Der Pfad steigt an, Sylve taucht in die dichte, üppige Vegetation mit ihren abgestuften Grüntönen ein. Dann schluckt sie der Nebel. Die Kälte schnürt sie ein, sie friert bis auf die Knochen. Wolkenfetzen greifen nach ihrem Gesicht. Sie kann nichts mehr von ihrer Umgebung erkennen. Erst rechts, dann links von sich spürt sie eine Leere: Sie bewegt sich auf einem Grat. Sie weicht nicht von dem schmalen Pfad ab, reiht ihre Schritte vorsichtig aneinander, weicht den vom Nieselregen glänzenden Steinen aus, die rutschig sind. Sie möchte mit der Hand den dichten weißen Nebelschleier zerreißen, doch sie greift nur in die feuchte Luft. Nach einigen Metern führt der Pfad wieder bergab. An seinem Ende erscheint im Lichtkegel eines Sonnenstrahls eine Lichtung. Ein kleines Mädchen in einem weißen Kleid hüpf durch das zarte Gras. Das Kleid mit schwingendem, luftigem Rock wogt um den zierlichen, milchweißen Körper. Die Locken sind braun. Die Augen glänzen. Ein Lächeln liegt auf seinen Lippen. Das kleine Mädchen singt vor sich hin. Es ist so grazil. So fröhlich. Sylve geht auf das Mädchen zu, ihr ist, als käme sie aus dem Winter in den Sommer. Das Mädchen bemerkt sie nicht. Es tanzt. Es berührt kaum den Boden mit seinen Schritten, seine Stimme ist schwach. Es singt immer wieder die gleiche Melodie. Es dreht sich, schnell, noch schneller, immer schneller. Es lacht. Sylves Kopf beginnt sich zu drehen, sie sieht

nur noch die braunen Locken, den gelben Sonnenball, dann das Weiß. Überall.

Vom starken Alkoholgeruch kommt Sylve wieder zu sich. Ein Mann hält ihr einen Flachmann unter die Nase. Er hat einen Arm unter ihren Kopf geschoben. Er riecht nach Angst und Schweiß. Starrt sie an. Befühlt ihre eingefallenen Wangen, tastet ihren mageren Körper ab.

„Seit wann haben Sie nichts mehr gegessen?“

„Weiß nicht. Seit ein paar Tagen vielleicht. Heute Morgen habe ich ein paar Wurzeln zu mir genommen.“

„Und getrunken?“

„Auch heute Morgen.“

„Welches Wasser?“

„Aus dem Wildbach.“

„Am Ober- oder Unterlauf?“

„Weiß nicht. Macht das einen Unterschied?“

„Wegen dem Kuhmist. Man darf nie unterhalb der Kuhweiden trinken. Wussten Sie das nicht?“

„Doch. Wo ist das Mädchen?“

„Welches Mädchen? Hier ist kein Mädchen. Sie müssen eine Halluzination gehabt haben. Kein Wunder, so dehydriert und ausgehungert, wie Sie sind.“

Er befeuchtet ihre Lippen. Mustert sie.

„Wenn man Ihren Zustand sieht ... Sie haben heute Morgen sicher nichts getrunken, bestenfalls vor drei Tagen. Sie haben wohl Wasser erst durch den Durst erfahren?“

„Ich will nichts erfahren. Ich will nicht reden. Lassen Sie mich in Ruhe.“